

Goethe über niederdeutsche Landschaft und Sprache

Wolfgang Golther

Zu den mecklenburgischen Beziehungen, von denen im Märzheft berichtet wurde, gehört auch die im April 1804 in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte Besprechung der lyrischen Gedichte von J. H. Voss, aus denen Goethe eine überaus anschauliche Vorstellung niederdeutscher Art gewann. Was er selber aus den Gedichten herauslas, ergänzte noch die mündliche Mitteilung, die Voss' Sohn Heinrich ihm darbot. Daß Goethe Mundartdichtung überhaupt schätzte, erweisen seine Anzeigen von Hebels alemannischen, Arnolds Straßburger und Grübels Nürnberger Gedichten. Zunächst schildert Goethe nach Voss den Jahreslauf der nördlichen Landschaft „unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermuteten“. Der Winter übt daselbst seine ganze Herrschaft aus. „Vom Pole her stürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indes sich der Dichter wohlverwahrt häuslicher Wöhnlichkeit freut und wohlgenut solchen Gewalten Trost bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevoll vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trogend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzug gesellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarnten aufnimmt, eine lebhaft flammende des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Lenz, Chorgesang und mancher erwärmende Genuß der Jugend sowohl als dem Alter genügt.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu er-

quicken und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Bielefarbiger Guldensee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen auf sanften Pfaden um seinen See her streichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blütenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man im Sonnenschein um ihn her Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgendeine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Äste zurückzieht und mit jugendlichen, weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Stauden mit leiser Hand und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn als einen Paradiesbewohner spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln und übertönt das Leben des Tages mit vielfachen Akzenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt, wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Takte rauscht und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmutigen, schüchternen Lüsterheit, wie sie aus den engeren Um-

gebungen des bürgerlichen Lebens hervor-
spricht

Der Sommer hat sich wieder eingefunden,
eine heilsame Schwüle weht durch das
Lied, Donner rollen, Wolken träufeln,
Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten ab-
wärts, und ein kühler Segen wallt
über die Flur. Alles reift, keine der ver-
schiedenen Ernten versäumt der Dichter,
alle feiert er durch seine Gegenwart

Schon schleicht der Herbst wieder heran,
und unser Dichter nimmt rührenden Ab-
schied von einer wenigstens in der äußeren
Erscheinung hinfälligen Natur. Doch seine
geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz
dem unfreundlichen Winter. Der zierliche
Lapp nimmt manchen Strauch, manche
Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslich-
keit den Sommer zu heucheln und auch
in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blü-
men und Kränze zu lassen. Selbst ist ge-
sorgt, daß es dem zur Familie gehörenden
Vogel nicht an grünem, frischem Dache
seiner Kästchlaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze
Spaziergänge, für trauliches Gespräch an
schaurigen Abenden. Jede häusliche Emp-
findung wird rege, freundschaftliche Seh-
sucht vermehrt sich, das Bedürfnis der
Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun
mag sich der Kranke selbst gern an den
traulichen Zirkel anschmiegen, und ein ver-
scheidender Freund kleidet sich in die Farbe
der scheidenden Jahreszeit."

Was Goethe von Schiller rühmt, daß er
aus bloßer Beschreibung ferne Länder wie
mit leiblichen Augen zu ersehen und zu
schildern verstehe, bekräftigt er für sich sel-
ber an den niederdeutschen Naturbildern,
die er aus Voß' Gedichten herausholt.
Ebenso treffend ist das Urteil über die
Eigenart der niederdeutschen Sprache.

„Zu einem liebevollen Studium der
Sprache scheint der Niederdeutsche den
eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem,
was undeutsch ist, abgetrennt, hört er
nur um sich her ein sanftes, behagliches

Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähn-
liche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer
tritt, wenn Schiffer des Auslandes an-
kommen, tönen ihm die Grundsilben seiner
Mundart entgegen, und so empfängt er
manches Eigene, das er selbst schon auf-
gegeben, von fremden Lippen zurück und
gewöhnt sich deshalb mehr als der Ober-
deutsche, der an Völkersämme ganz ver-
schiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben
selbst auf die Abstammung der Worte zu
merken.

Diesen ersten Teil der Sprachkunde läßt
sich unser Dichter gewissenhaft angelegen
sein. Die Ableitung führt ihn auf das Be-
deutende des Wortes, und so stellt er Man-
ches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Miß-
brauchtes in den vorigen Stand, und wenn
er dabei mit stiller Vorsicht und Genauig-
keit verfährt, so fehlt es ihm nicht an
Kühnheit, sich eines harten, sonst vermie-
denen Ausdrucks an rechter Stelle zu be-
dienen. Durch eine so genaue Schätzung
der Worte, durch den bestimmten Ge-
brauch derselben entsteht eine gefasste
Sprache, die sich von der Prosa weg un-
merklich in höhere Regionen erhebt und da-
selbst poetisch für sich zu schalten vermö-
gend ist. Hier erscheinen die dem Deut-
schen sich anbietenden Wortfügungen, Zu-
sammensetzungen und Stellungen zu
ihrem größten Vorteil, und man kann
wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare
Beispiele finden."

Wir haben nicht nur „diesen ans Licht
geförderten Reichtum einer im tiefsten
Grunde edlen Sprache“ zu bewundern,
sondern auch die Verkunst: „aufmerksam
horchte er den Klängen des griechischen
Altertums, und ihnen fügte sich die deutsche
Sprache zu gleichem Wohllaute“.

Für die Zeit lag es am nächsten, Voß'
Verdienste um die Verdeutschung griechi-
scher Dichtungen zu würdigen. Aber Goethe
lenkt mit klarer Erkenntnis unsere Auf-
merksamkeit auf Voß' Sprache, die er mit
Recht aus seinem niederdeutschen Volks-
tum zu erfassen versucht.